

Kolumne Rhetorikseminar

Das Paket Süddeutsche Zeitung 22./23. Januar 2005 Nr. 17

In die deutsche Sprache fand das Paket im 16. Jahrhundert. Wir verdanken es, wie viele gute Sachen, den Franzosen. Gotthold Ephraim Lessing legt der Gesellschafterin Daja im „Nathan der Weise“ das französische „risquer le paquet“ in den Mund („doch muß ich mein Paket nur wagen“).

Von Wagnis sehen wir im Land der Paketkarten heute weithin keine Spur, wenn vom Paket die Rede geht. Das Paket ist zu einer säkularisierten und entmythologisierten Postsache verkommen - wäre da nicht die deutsche Politik: „Die großen Themen können nur im Paket gelöst werden“ (Edmund Stoiber).

Politische Pakete werden aufgelegt, abgearbeitet, gestopft, mit Vorliebe geschnürt, erbittert verteidigt, notfalls wieder aufgeschnürt und in den Vermittlungsausschuss geschickt, nachverhandelt, hoch gepokert, nieder geschrieben, neu verschnürt, durchgepeitscht, geschultert, abgenickt, auf jedem Marktplatz Brandenburgs verteidigt - und eins zu eins umgesetzt. Sie ernten Lob der Wirtschaft und Tadel der Gewerkschaften, auf- und abflauende Montagsdemonstrationen – die deutsche Laokoon-Gruppe, Bondage in Reinkultur. Schön ist was anderes.

Politische Pakete sind ihrer Natur gemäß fair, sachgerecht, vernünftig, ausgewogen, Milliarden schwer, gerne auch radikal und *immer* alternativlos – die Blackbox der deutschen Politik. In ihnen wird zusammen geschnürt, was nicht zusammen gehört. (siehe auch „Kuhhandel“)

Ein erstaunliches Wesensmerkmal politischer Pakete: Kaum geschnürt und abgenickt, verschwinden sie, sind einfach weg, als fristeteten sie ihr Dasein allein auf der abgearbeiteten Tagesordnung.

Endlich wird nun ihre Zustellung Thema („wir müssen den Menschen erklären...“). Im Denken alternativer politischer Paketschnürer ist die Option „Annahme verweigert“ bisher nicht vorgesehen.

Neuerdings ist der demographische Wandel, das Methusalem-Komplott, bzw. „unsere alternde Gesellschaft“, wie Franz Müntefering sagt, zum Paket verniedlicht worden. Noch ist vollkommen unklar, was reinkommt, wanns ans Schnüren geht und wie dieses Paket im „Jahr der Entschlossenheit“ durchgepeitscht und abgenickt wird.

Die rhetorische Strategie ist allerdings klar: Hier zeigt der politische Macher sein Handwerkszeug. Die Verwandlung des demographischen Wandels in ein Paket soll den Glauben an die Machbarkeit von Politik erhalten. Im Zeitalter des Marketings ist das mehr als die halbe Miete. Bleiben nur noch Frau Merkel und die CSU, für den alternativlosen Inhalt dieses Pakets zu gewinnen.

Gibt es Frühwarnsysteme gegen politische Pakete? Il faut risquer ce paquet!

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Süddeutschen Verlags

Kolumne Rhetorikseminar

Kein Blatt Papier. Süddeutsche Zeitung 12./13. März 2005 Nr. 59

Phrasen fallen immer auf die Füße. Sie haben ihr Vorleben. Wer Ausflucht bei Phrasen sucht, ist deshalb gut beraten, ihre Herkunft und ihren Kontext zu kennen. Dem großen Cicero verdanken wir es beispielsweise, dass wir Papier geduldig nennen dürfen, da er seinen Briefen selbst die allergeheimsten Gedanken anvertraute.

Kein Blatt Papier passt neuerdings zwischen Bärbel Höhn und Joschka Fischer, früher mal zwischen Harald Schmidt und SAT1, noch früher zwischen Gerhard Schröder und Oskar Lafontaine (mit Schröders weiser Advokaten-Einschränkung „sofern es in der Politik überhaupt Freundschaft gibt“), in der letzten Legislaturperiode zwischen Sigmar Gabriel, die niedersächsische Landes-SPD und ihre Landtagsfraktion, zwischen Bürgermeister Böckelühr und CDU-Mann Ettlting in Schwerte, zwischen den Raumordnungs- und den Innenminister von Sachsen-Anhalt, zwischen Pischetsrieder und Winterkorn, zwischen Jacques Chirac und Gerhard Schröder (nach Aussage der Badischen Zeitung), zwischen die elf Bayerischen Universitäten (so TU-Präsident Wolfgang Herrmann), weiterhin zwischen Gerhard Schröder und Franz Müntefering (auch keine Briefe), zwischen „das Gespann“ (Jerzy Montag) Joschka Fischer und Otto Schily (wie Eckart von Klaeden dazwischenrief), zwischen Protestanten und Katholiken (bei der Gentechnik), schon immer zwischen CDU und CSU und seit neuestem zwischen Peer Steinbrück und Harald Schartau, wie Harald Schartau betont.

Das ist eine gewagte Behauptung. Wir wissen zwar, dass die Politik es mit Ortsangaben nie so genau nimmt („blühende Landschaften“), ja, dass ihr der entschiedene Wille zur Ungenauigkeit, soweit es um die Entfaltung der politischen Beredsamkeit geht, erst die Luft zum Atmen verschafft. Aber wie sollen wir diese Phrase ernst nehmen, wenn wir nicht wissen, um was für ein Blatt Papier es sich handeln mag, das - bei wem auch immer - nicht dazwischen passt?

Wir können nur vermuten, dass es sich um geduldiges noch nicht beschriebenes oder mit der Geheimtinte eines Vorbehaltes beschriebenes Papier handelt. Geduld aber, das wissen wir seit Shakespeare, ist gut für Memmen – und für Lämmer auf dem Weg zur Schlachtbank.

Auf ungeduldigem Papier stehen zum Beispiel Verfassungen (nicht immer unterm Arm zu tragen) und Strafgesetze. Denn das ist der historische (und der semantische) Kontext, in den wir das nicht passende Blatt Papier rücken müssen. Am 11. April 1847 sagte der preußische König Friedrich Wilhelm IV. in einer Thronrede vor dem Vereinigten Preußischen Landtag, daß er „es nun und nimmermehr zugeben werde, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Papier gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und dadurch sie, die alte heilige Treue zu ersetzen“.

Seither ist die Phrase vom Blatt Papier, das nicht dazwischen passt, immer der Anfang vom Ende.

Kolumne Rhetorikseminar

Richtige Richtung Süddeutsche Zeitung 19./20. März 2005 Nr. 65

Haben wir uns etwa verirrt? Sind wir auf Abwege geraten? Fehlt nur mehr ein Schritt in die falsche Richtung und wir landen im Abgrund? Lost out there, wie Amerikaner sagen würden, bei denen es auch das „da draußen“ im Überfluss gibt. Oder fehlt nur der eine Schritt und wir gelangen endlich in das Land, wo Milch und Honig fließen? Was sagt die Phrase von dem „Schritt in die richtige Richtung“?

Die Legende erzählt vom heiligen Dionysius, dass er nach seiner Hinrichtung mit dem Kopf in der Hand von der Richtstätte Montmartre bis zu dem später nach ihm benannten Hügel in Paris gegangen sei. Darauf spielte die geistreiche Madame du Deffand mit ihrer Bemerkung an, dass es nicht auf die zurückgelegte Wegstrecke, sondern allein auf den ersten Schritt ankomme.

In unserem zeitgenössischen Polit-Gospel ist die Phrase vom „Schritt in die richtige Richtung“ dagegen ein typischer Scheinriese. Sie lässt die Standpunkte im Nebel, von denen aus gesprochen wird. Hier treten die Redner in hoher Frequenz auf der Stelle und berauschen sich an dem Gefühl ihrer Geschwindigkeit. So sprechen angefütterte Linienrichter, die ein Tor gelten lassen, das aus dem Abseits geschossen wurde. In der Phrase vermischen sich Rollen, Anmaßung und Verheißung zu einem Balsamico gefühlter Politik. In der seligen Zone hieß es „Vorwärts immer, rückwärts nimmer!“ Vor dem „Jobgipfel“ dieser Woche beschwören unsere Politiker in gewohnter Kakophonie, was sie für den „Schritt in die richtige Richtung“ halten. Von lechts bis links ist jede Richtung im Angebot. Begeben wir uns (mit Hilfe der Gebrüder Grimm) auf die Suche nach einem möglichen tieferen Sinn der Phrase.

„welche schande! wie schwach, wie ohne richtung sitzt unser junker zu pferd., wie scheut er die arbeit der jagd da stolperten wir ohne compasz, ohne einen stern am himmel, ohne einer bestimmten richtung zu folgen über tiefen und höhen fort ... wird die eine kraft grözser, dann bekommt die diagonale eine andere richtung ... der wein scheint eine andere richtung genommen zu haben, als der liebe herr erwartete, denn anstatt den magen auszuspülen, ist er ihm zu kopfe gestiegen ... des fatums unsichtbare hand führte den abgedrückten pfeil in einem höhern bogen und nach einer ganz anderen richtung fort, als ihm von der sehne gegeben war ... wer stets den weg in gleicher richtung hält/der kommt im kurzen um die welt ... da es (das aufschlagen der augen) doch meistens nur ein hebel ist, durch den wir unsere beunruhigte seele über ihren eigenen anblick hinweg zu bringen, und eine andere richtung zu gewinnen suchen ... herr keiser, den apt laszt metten singen! / laszt euch zu keiner richtung dringen! ... die richtung gefiel dem wolff auch wol“.

Der heilige Dionysius hat es vorgemacht. Einen glaubwürdigen Schritt in die richtige Richtung tut, wer es schafft, über den eigenen Schatten zu springen.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Süddeutschen Verlags

Kolumne Rhetorikseminar

Das Zeitfenster. Süddeutsche Zeitung 9./10. April 2005 Nr. 81

„In den öden Fensterhöhlen / Wohnt das Grauen, / Und des Himmels Wolken schauen / Hoch hinein.“ Eine finstere Stelle aus dem „Lied von der Glocke“ mag uns im Schillerjahr dazu einladen, das „Zeitfenster“ zu betrachten, ein Gralswort unserer zeitgenössischen Rhetorik, das seit etwa fünf Jahren Hochkonjunktur feiert.

In Zeitfensterhöhlen schaut man nicht hinein. Zeitfenster hängen wie ein Grinsen ohne Katze in der dünnen Höhenluft von Entscheidungsräumen. Zeitfenster können nicht gewienert werden. Zeitfenster sind sui generis historisch, virtuell und wie Schießscharten immer eng, klein und schmal.

Zeitfenster können sich öffnen, meistens aber schließen sie sich. Sie finden sich bevorzugt im rhetorischen Arsenal von Leuten, die zu ihrem endlosen Bedauern nicht befugt sind, selber zu entscheiden. Wahlweise sprechen sie deshalb auch gerne von „Chancen“, um so unverdächtig ihre eigenen besser ins Spiel zu bringen.

Moderne Zeitfenster sind blind für das, was durch sie hindurch in die Zukunft projiziert wird. Vielleicht sind sie deswegen im säkularisierten Jargon an die Stelle des pietistischen Bildes vom schmalen Weg getreten, der bekanntlich ins Paradies führt. Nur deutsche Endzeitfenster – „Woher der düstre Unmut unsrer Zeit?“ (Lenau) – sind groß genug für den unaufhaltsamen, breiten Weg in die ewige Verdammnis. Zeitfenster können übrigens auch verstreichen, sollten aber nach Möglichkeit vergrößert werden.

Wir verdanken dieses Wort dem englischen Management-Chinesisch, aber auch den modernen Neurowissenschaften, die „kritische Zeitfenster“ im Zusammenhang mit experimentell herbeigeführter Wechselblindheit und Aufmerksamkeitslöchern untersuchen – Phänomene, die uns auch aus der Politik bekannt vorkommen.

„Eile, eile!“ ist die Devise des Zeitfensters, das „Verweile doch!“ total von gestern. Der Bildhauer Lysippos hat Kairos, seit der antiken Mythologie praktisch der Gott des Zeitfensters, als jungen Menschen mit langer Stirnlocke und kurz geschorenem Hinterkopf dargestellt. Die Gelegenheit habe das Lehrbubenartige, dass man sie beim Schopfe fassen müsse, hat Nestroy geschrieben. Dass sie selbst der größte Dieb sei, bleibt eine tiefe Erkenntnis Goethes.

Horchen wir uns ein wenig um, von welchen Zeitfenstern hierzulande politisch die Rede geht: „Das Zeitfenster für eigene Kinder wird gerade bei uns Frauen zu klein – Die Parteien nutzen nur die „Zeitfenster“ zwischen Landtagswahlen zur gestaltenden Politik – Es besteht ein kleines Zeitfenster, in dem die offenen Punkte schnell einer Lösung zugeführt werden können – Das entscheidende Zeitfenster, um ein Abschmelzen der Polkappen zu verhindern, sind die nächsten 15 Jahre“ usw.

Würstel und Ohrfeigen gibt's immer paarig, Zeitfenster aber sind einmalig. Mittelstürmer wie Acker reden kaum von Zeitfenstern. Das haben sie hinter sich. Nur wen die Hybris übermannt, der fängt an, mit der Geschichte zu zeitfensterln. Nicht mal das wollen sie ihrer Nachwelt überlassen.

Kolumne Rhetorikseminar

Ran. Süddeutsche Zeitung 30. April/1. Mai 2005 Nr. 99

Ran, auch so ein Wort mit eingebautem Ausrufezeichen. Auf die Plätze, fertig, ran! Nichts für philosophische oder ökonomische Wörterbücher. Überhaupt nicht analytisch oder reflexiv. Ein Befehl, der Richtung gibt. Für Wühltische und Schnäppchenjagden, Kneipp-Kuren und Trimm-Dich-Pfade. Mit dem Hauch einer Patina, sonst sprächen wir von Wellness. Ayurveda zum Beispiel geht überhaupt nicht mit ran.

Ran – volkstümlich, klar, autoritär. Leider noch unklar, ob auf der Hitliste „ran an den Speck“, „ran an die Braut“ oder „ran an die Buletten“ vorn liegen.

Verzeihen Sie an dieser Stelle eine Unterbrechung, aber jetzt ist es an der Zeit für ein Quellenlob. Der deutsche Wortschatz, den die Informatiker der Universität Leipzig im Internet pflegen und den Sie hier finden: <http://wortschatz.uni-leipzig.de/>, war schon für manchen Einfall in dieser Kolumne gut.

Lassen wir einmal auf uns einwirken, wo wir heutzutage überall ran müssen: an die Oliven, die Kohle (klar!), den Ball und Oliver Kahn, den Speck, den Feind (nun ja), die Problemzonen (seitdem es „die Zone“ nicht mehr gibt, vermehren sich die Problemzonen rasend, die gibt's praktisch nicht mehr im Singular), an die Tassen, die Profs, den Schinken, den Zahn, die Hörer, an die Arbeit (hört! hört!), das Gemüse, die Braut, die Wissenschaft, den Klang, natürlich an den Winterspeck, die Salzwasserräuber, die Kartoffeln, an den Mann und den Schrubber, an die Reserven, die Rechner und Pixel, an die Schlaglöcher, die Kunden, die Bagger und das Kohlendioxid, ran an die Eier, die Maus, die Domains, die großen Pötte, endlich auch an den Spargel.

Soweit eine kurze, gewiss nicht ganz vollständige Übersicht, wo wir im alltäglichen Sprachgebrauch so überall ran müssen.

Horchen wir nun aber, wo unsere politischen Redner und Rednerinnen in jüngster Zeit ran wollen: „Ran an die Ärztelobby, die Industrie, die Jugend, die Arbeit, den Speck des Sozialstaats, an echte Reformen, das Eigenheim, den Kündigungsschutz, das Eingemachte, und fast hätten wir das übersehen – wer hätte das gedacht: ran an die Realität!“

In dem Getöse der letzten Wochen (Sie wissen schon: Papst, Heuschrecken, Visa) ist diese tiefe Einsicht überhört, übersehen, ja fast tot geschwiegen worden. Erlauben Sie mir, Ihr Gedächtnis aufzufrischen: Sie findet sich in der Rede, mit welcher die CDU-Vorsitzende Angela Merkel am Tag des sogenannten Jobgipfels im Deutschen Bundestag auf Bundeskanzler Gerhard Schröders Regierungserklärung antwortete. (Der Exlehrer Wolfgang Gerhardt, heute Fraktionsvorsitzender der FDP und wohl Schattenaußenminister, spricht „Job“ übrigens immer aus wie „chop“, das heißt aber „in Stücke schneiden“).

Zurück zu Angela Merkels Einsicht. Wir können grosso modo zwei „ran“-Tendenzen deutlich von einander unterscheiden. Etwas haben oder weghaben wollen. Etwas einverleiben oder weghungern. Etwas lecker finden oder scheußlich. Etwas lieben oder hassen.

Wies aussieht, bleibt uns auf Dauer beides nicht erspart.

Kolumne Rhetorikseminar

Zusammenhalt. Süddeutsche Zeitung 14./15./16. Mai 2005 Nr. 110

Die Physik untersucht, die Truppe braucht und die Politik beschwört ihn. Historisch eine bewährte Arbeitsteilung. Unentwegt schwindet und erodiert er. Oder die Anderen, auch Globalisierung, Heuschrecken, ältere Schwestern, frühere Bundestrainer und Ex-Zukunftsminister gefährden, untergraben bzw. zerstören ihn. Dagegen gilt es, ihn zu bewahren, zu fördern, zu stärken, zu festigen oder auch ihn wiederherzustellen: den Zusammenhalt, seit jeher Mantra und Gospel des politischen Managements für die Kärrner-Aufgabe, den Laden zusammen zu halten.

Wenn Spatzen von den Dächern kippen oder kannibalische Kühe anfangen, sich seltsam zu bewegen, also fast immer, wenn es zu spät ist, kommt so ein Stichwort zu höchsten politischen Ehren. Schon haben wir Bundesministerien für Reaktorsicherheit und Verbraucherschutz. Bekommen wir vielleicht bald einen „Bundesbeauftragten für sozialen Zusammenhalt“? Könnte doch als symbolische Vorsorge dagegen verstanden werden, dass uns der Laden um die Ohren fliegt. In der Warteschleife für dieses Amt darf sich Harald „im Augenblick“ Schartau warm laufen. (In der Namensgebung deutscher Politiker tritt statt des in Amerika üblichen „middle initials“ ihre Lieblingsformulierung: Gerhard „im übrigen“ Schröder, Franz „getz“ Müntefering und Jürgen „ich weiß, wies geht“ Rüttgers). Zurück zum Thema! Um den Begriff des Zusammenhalts wabert dickster semantischer Nebel. Erinnern wir uns kurz seiner geläufigsten paarigen Verwendungen: Pech und Schwefel, Mann und Weib, Blut und Boden, Maas und Memel, Speis und Trank, Schutz und Trutz, Himmel und Erde, Leib und Seele, Kirche und Dorf, NRW und SPD. Halt! Hier sind uns die Partei-Strategen ein wenig voraus und verzichten inzwischen auf das „und“: NRWSPD. Nach 39 Millionen Jahren an der Macht sehr plausibel. Unzertrennlich eben. Glückauf!

Schon seit dem lachenden Philosophen Demokrit vermuteten wir, dass die Welt sich aus unteilbaren Teilchen zusammensetzt. Hier in NRW wird's nun endlich auch politisch Gewissheit. Alles eine Frage von Anziehung (NRWSPD) oder Abstoßung (die Anderen). Atome sind, die für Zusammenhalt (NRWSPD) oder Explosion (die Anderen) sorgen. Im O-Ton hört sich das so an: „Uns fehlt ein bißchen der Zusammenhalt – Deshalb herrscht dort Chaos und bei uns Zusammenhalt – Es liegt mir fern, ein Horrorbild einer in Gruppenegoismen zerfallenden Gesellschaft zu zeichnen. Aber wenn es uns ernst damit ist, dass wir alle Kräfte mobilisieren wollen, um den Zusammenhalt der Gesellschaft zu stärken, dann müssen wir uns ehrlich machen – meine SPD ist die Partei der inneren Einheit in Deutschland, während die Anderen auf Spaltung setzen, setzen wir auf Zusammenhalt.“

Soviel zur politischen Alchemie. Wie sagte noch Dr. Faust? „Daß ich erkenne, was die Welt / Im Innersten zusammenhält, Schau alle Wirkenskraft und Samen, / Und tu nicht mehr in Worten kramen.“

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Süddeutschen Verlags

Kolumne Rhetorikseminar

Vorfahrt. Süddeutsche Zeitung 28./29. Mai 2005 Nr. 120

Solange wir das Kommen und Gehen aus der Perspektive der deutschen Straßenverkehrsordnung betrachten, hätten Sie als Passanten landauf und landab Vorrang – vor abbiegendem, also die Richtung wechselnden Verkehr, der Ihren Weg kreuzt. Anders sähe es aus, wenn der Verkehr Ihnen entgegenkäme oder in gleicher Richtung unterwegs wäre. (Muss ja nicht die richtige sein.) Vollends zum unendlichen Streitfall kanns werden, wenn Sie es mit der Vorfahrtsregel zu tun bekommen, ein heikles Kapitel, das uns nun bis weit in den Herbst auch politisch in Atem halten soll.

"Vorfahrt für Arbeit!" – ein rätselhaftes Bild. Gewiss sehr anschaulich für die mehr als 52 Millionen Inhaber von Führerscheinen in Deutschland. Damit hätte es seinen rhetorischen Zweck ja erfüllt, steckte nicht – wie so häufig – mal wieder die Tücke im Detail. Wenns nach den Regeln der StVO ginge, walteten auf unseren Straßen Rücksicht und Umsicht. Wenn wir uns aber auf deutschen Straßen umsehen, sehen wir Rechthaberei und Schusseligkeit auf einander prallen.

Wie jede gute Regel lebt die Vorfahrtsregel von ihrer Abstraktion. Sie bezieht sich auf das Verhältnis von Fahrzeugen zu einander mit der stillschweigenden Idee, ihre lenkenden Insassen als verständige Wesen zu denken. Immerhin können wir mit einer gewissen Freude konstatieren, dass im Jahr 2004 nur noch in 61.521 geahndeten Fällen Vorfahrtsregeln nicht beachtet wurden. Nach wie vor aber handelt es sich dabei um den zweithäufigsten Verstoß gegen die StVO (nach nicht angepasster Geschwindigkeit). Die Dunkelziffern erzwungener Vorfahrt oder mit ausgestrecktem Mittelfinger beantworteten Verkehrsrowdytums lassen wir unberücksichtigt.

Nun fällt es uns gewiss nicht schwer, alles, was Arbeit schafft, in die Gestalt von Ehrfurcht gebietenden Fahrzeugen zu denken, denen das Vonrechtskommen, also die Vorfahrt, praktisch werksseitig mit eingebaut sein könnte. "Hoppla, hier komm ich!" In der neueren Völkerrechtssprache wäre das so etwas wie ein sehr robustes Mandat, Hindernisse gleich welcher Natur aus dem Weg zu räumen.

Wie aber müssen wir uns Vehikel denken, denen fortan quasi dauerhaft der Status von land- und forstwirtschaftlichem Hintersassen-Gerät attestiert werden müsste? Vehikel, denen, egal wo und wie sie unterwegs wären, werksseitig das Nachsehen beim Vorwärtskommen einzubauen wäre. (Da wir uns in der Abstraktion der StVO bewegen, nehmen wir Abstand davon, von ihren Insassen zu reden. Die Feldhamsterschützer, Windbauern und Ökopaxe werden schon wissen, wer gemeint ist!)

Dieser Richtungswechsel in der politischen Metaphorik ist instinktsicher und bleibt traditionstreu. Das nächste Guidomobil ist ein Humvee!